Oasen in Leipzig

Heidi Stecker

Als Kind stellte ich mir Oasen als mit Palmen gesäumte Wasserstellen in Wüsten vor, als Stätten der heiß ersehnten Erholung und des lieblichen Ambientes. Die imaginäre Exotik verstärkten Kamele, die umher lagerten, weswegen ich mir diese Oasen als nicht gerade wohlduftend dachte, und Dattel- sowie Feigenbäume, obwohl ich weder Datteln noch Feigen kannte. Aber ich kannte Wilhelm Hauffs „Die Geschichte vom kleinen Muck“. Allerdings sind die Feigen in diesem Märchen verdächtig, wachsen einem doch nach deren Genuss Eselsohren.

Eine Oase ist in Erinnerung an das kindliche Bild und Hauffs untergründige Geschichte ein suspekter, zwiespältiger Ort, in dem es nicht immer gut riecht, der unsicher ist und vor dem Verzehr diverser Früchte gewarnt werden sollte. Diese Aspekte erinnern an den modernen Oasenersatz, an Spiel- und Rastplätze, Schwimm- und Spaßbäder oder an Innenstadtparks. Isabella Hollauf hat eine Serie von 56 Fotografien aus dem Jahr 2006 „Oasen in Leipzig“ genannt. Das Wort wirkt in diesem Zusammenhang fremd. Gibt es Orte der Lieblichkeit in der ehemaligen Industriestadt, einst umzingelt vom Braunkohletagebau, grau, zermürbt, verfallen? Vielen fiele bei „Oasen“ zunächst nichts ein. RegionalpatriotInnen würden auf die zahlreichen Parks und auf die Auenwälder verweisen, vielleicht auch auf die neuen Orte des Frohsinns wie den Vergnügungspark „Belantis“. Diese Ambivalenz teilt „Oase“ mit etlichen utopischen Entwürfen. Sie hören sich gut an, sehen auf den ersten Blick nett aus und hegen öfters hehre Pläne für die Menschheitsbeglückung.

Oasen liegen nahe dem Paradies. Nikolai G. Tschernyschewski träumte 1863 in seinem Roman „Was tun?“ von Kommunen in Glashäusern, bewohnt von glücklichen Menschen, die nur tun, was sie möchten und können. Sie feiern, tanzen und singen in völlig transparenten Räumen, die Licht, Luft und Sonne einlassen. Es gibt in ihnen nichts zu verbergen. Über solch totales Gruppenglück mokierte sich Fjodor M. Dostojewskis anonymer Erzähler der „Aufzeichnungen aus dem Kellerloch“ von 1864: Auch der reinste Mensch brauche Intimität und Eigensinn; die gläserne Pracht erlaube hingegen die perfekte Kontrolle der ameisengleich Wimmelnden. Und irgendjemand ermächtige sich zu bestimmen, wo es lang geht mit dem Glück. Schon Platons Idealstaat, das mythische Atlantis, basiert auf strenger Arbeitsteilung und trägt undemokratische, elitäre Züge. Manche Utopien handeln weniger davon, wie man es den Menschen angenehm machen, ihnen gar zu einem vollkommeneren Leben verhelfen kann, sondern vielmehr davon, wie man zu höheren Zwecken ihre Leistungsfähigkeit erhalten

und steigern kann. Sie entpuppen sich mitunter als wahre Schreckensszenarien. Einige VertreterInnen der sozialistischen und der Arbeiterbewegungen schlossen sich da nicht aus. Sie träumten zwar, wie es Heinrich Heine 1844 in „Deutschland. Ein Wintermärchen“ formulierte: „Wir wollen hier auf Erden schon/Das Himmelreich errichten“. Zum Himmelreich reichte es meist nicht. Aber das große Ziel suchte in einer Mischung von Hoffnung und Ausweglosigkeit seine Erfüllung in vielen kleinen Oasen. Lebensreformer machten sich stark für die Befreiung des Körpers. Aber früh schon erschollen zugleich Forderungen nach Selbstertüchtigung für Volk und Vaterland. Für die neuen Körperbilder und Leibespolitiken wurden auch in Leipzig am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts rudimentäre Himmelreiche geschaffen: Bade- und Schwimmanstalten, Licht- und Luftbäder, wie das im Leipziger Stadtteil Mölkau vom Beginn des 20. Jahrhunderts, von dem noch grobe Formen zu erkennen sind.

Isabella Hollauf untersuchte Orte, die „Erholungsräume“ sein sollen. Ihre fotografische Spurensuche verknüpft sie mit von ihr aufgefundenem historischen Bildmaterial. Die Fotografien dokumentieren den Wandel gesellschaftlicher Wünsche und Möglichkeiten zwischen Selbstzucht und Emanzipation.

Die städtischen Oasen ändern über die Jahre ihr Aussehen und ihre Nutzungen. Es geht um neue und neu eroberte Erholungsräume, zum Beispiel um Spiel- und Rastplätze, die in der DDR über – nicht als solche benannte – Arbeits- und Geldbeschaffungsprogramme für KünstlerInnen und GestalterInnen bestückt wurden. Heute bemühen sich die Auftraggebenden, diese Stätten versicherungstechnisch und pädagogisch abzufedern. Das führt bisweilen zu skurrilen Ergebnissen.

Für eine solche Stätte steht der Clara-Zetkin-Park. Das Konglomerat aus den historischen Parkanlagen Palmengarten, Volkspark Scheibenholz, König-Albert-Park und Johanna-Park, wurde zum Teil bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegt und unter anderem für Industrie-, Kolonial- und Gewerbeausstellungen genutzt. In der DDR fasste man die Parks in den 1950er Jahren im Rahmen der Kulturparkbewegung zusammen. Das gesamte Gelände erhielt zu Ehren der deutschen Politikerin und Kommunistin Clara Zetkin (1857–1933) den Namen „Zentraler Kulturpark Clara Zetkin“. Die Umbenennung war politisch intendiert. Sie bediente sich der Frauenrechtlerin als symbolischer Verbündeten der Sowjetunion. Im Park wurden zwar für die Sonntagsspaziergänger bildende, erziehende und unterhaltende Oasenelemente etabliert, zum Beispiel ein Schachzentrum und eine Bühne, insgesamt verfiel er jedoch. Auf der Wiese zu liegen, also das „Lungern“ in öffentlichen Parks und anderen öffentlichen Orten, galt generell als unanständig und asozial. Nur so genannte „Assis“,

Menschen, die keiner gesellschaftlich anerkannten Tätigkeit zugeführt werden konnten, durften ohne erkennbaren Sinn herumlümmeln. Alle anderen mussten damit rechnen, dass die Polizei – oder ein kriminelles Subjekt – sie belästigt. Der Johanna-Park erhielt in den 1990er Jahren seinen ursprünglichen Namen zurück. Statt zwangskollektiver Massenbespielung lagern sich vom ersten Sonnenstrahl im Frühling an die Menschen, grillen, spielen, schlafen; die Wiesen sind voll. Der DDR-Name lebt als Clara-Park für das übrige Gelände weiter.
Untersucht hat Hollauf auch den Kulkwitzer See. Einer der bekanntesten Bade- und Tauchseen der Region liegt zwischen den Städten Markranstädt und Leipzig und entstand aus den Restlöchern zweier Braunkohlegruben. Zwischen 1864 und 1963 war dort Kohle abgebaut worden. Nach der Auskohlung beschloss der damalige Rat des Bezirkes Leipzig, das Gebiet für die Naherholung umzugestalten, zumal es günstig an Leipzig-Grünau, dem damaligen zweitgrößten Neubaugebiet der DDR, lag. Renaturierung, Begrünung, Sandaufschüttungen erfolgten, ein erster Badestrand wurde eingerichtet, ein ausgedienter Saalelastkahn zur Schiffsgaststätte „MS Leipzig“ ausgebaut und 1973 das Naherholungsgebiet Kulkwitzer See offiziell eröffnet. Campingplätze und Sommerhäuschen, die neuesten im pseudo-skandinavischen Stil, kulturelle und sportliche Veranstaltungen sowie die obligatorischen bunten Verkaufsstände bieten Freizeitvergnügen.
Hollaufs Blick impliziert die guten Absichten, die diesen Anlagen zu Grunde lagen, und die Realitäten. Die verraten kaum etwas von den Träumen, mit denen sie einst verbunden gewesen sind. Diese Erholungsräume atmen Tristesse, Konsensgeschmack und beengte wirtschaftliche Mittel. Tierähnliche Kletterfiguren, zum Beispiel Kraken und Elefanten, verleihen den kärglichen Spielplätzen eine absonderliche Atmosphäre. Saniert und umstrukturiert nach aktuellen Bedürfnissen und finanziellen Möglichkeiten werden manche Bäder von maroden Leibesertüchtigungsanstalten zu schicken Sport- und Wellnesszentren umgewandelt. Schwimmhallen wie die am Schleußiger Weg wurden abgerissen und neu erbaut, anderen wie der an der Kirschbergstraße droht regelmäßig aus Spargründen die Schließung. Das Pendel der städtischen Entwicklung schlägt ständig zwischen der Verödung ganzer Stadtteile und ihrer Aufhübschung aus.
Verkommen und verschwinden damit die Utopien von Wohlsein und Wohlfühlen? Inwieweit haben sich die dahinterstehenden Werte und Ansprüche verändert? Die Angebote für die kleinen Fluchten aus dem Alltag erlauben Gruppenspaß oder eigene Wege des Glücks. Die Utopien werden aber nicht ganz aufgegeben: Sie werden modifiziert oder in neue Mythen überführt: In Leipzig ist dies das Märchen von der friedlichen Revolution. Die liebevoll gepflegte Legende macht die LeipzigerInnen zu den besseren Menschen.